

afrikanische Arbeiter und Märkte angewiesen ist und nicht wie etwa die USA oder Europa die ökonomische und weiße Vormachtstellung aus großer Distanz ausüben konnte (S. 136). Leider bleiben diese Ansätze ohne eine weitere Erklärung stehen. Es fehlen auch Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Kapitel sowie am Ende des Buches ins Gewicht. Dadurch bilden die einzelnen Kapitel kaum eine zusammenhängende Einheit.

Zusammenfassend muss man sagen, dass die zu Beginn aufgeworfenen Thesen am Ende des Buches nicht deutlich genug beantwortet werden. Zudem wird Martin seinem ambitionierten Vorhaben, Staat, Region und Rassismus in Zusammenhang mit Südafrikas Einbindung in die Weltwirtschaft zu bringen, in diesem Buch nicht gerecht.

Anmerkungen

- 1 Es scheint, dass Martin in diesem Buch seine Anfang der 1990er Jahre entstandenen Aufsätze ausgebaut hat. Besondere Kapitel 1 und 2 basieren auf früheren Veröffentlichungen, siehe: *The Making of an Industrial South Africa. Trade and Tariffs in the Interwar Period*, in: *International Journal of African Historical Studies* 23 (1990) 1, S. 59-85; *Region Formation under Crisis Conditions. South vs. Southern Africa in the Interwar Period*, in: *Journal of Southern African Studies* 16 (1990) 1, S. 112-138; *From NIC to NUC. South Africa's Semiperipheral Regimes*, in: ders. (Hrsg.), *Semiperipheral States in the World Economy*, New York 1990.
- 2 Hier lohnt der Blick in Martins frühere Artikel, in denen die Argumente um einiges deutlicher und verständlicher darstellt sind.
- 3 Damit reiht sich Martin in die Ansätze von Frederick A. Johnstone und Bernard Magubane ein: F. A. Johnstone, *Class, race and gold. A study of class relations and racial discrimination in South Africa*, London 1987 (1976); B. Magubane, *The making of a racist state. British imperialism and the Union of South Africa, 1875-1910*, Trenton, N. J. 1996; ders., *The political economy of race and class in South Africa*, New York 1979).

- 4 Gerade zu diesem Aspekt sind in jüngster Vergangenheit innovative Ansätze erschienen, u. a. von M. Lake / H. Reynolds, *Drawing the global colour line. White men's countries and the international challenge of racial equality*, Cambridge 2008; T. Borstelmann, *The Cold War and the color line: American race relations in the global arena*, Cambridge, Mass., 2001. Martin bezieht sich jedoch nur auf den Literaturkanon der „prokapitalistischen Liberalen“ bzw. der „antikapitalistischen Radikalen“ und kommt deshalb zu dem Schluss, dass „regionale und internationale Beziehungen für die Konstruktion von Segregation und Apartheid nur selten als wichtig erachtet wurden“. (S. 8) Einen Blick in den oben genannten Forschungsstrang widerlegt diese Aussage ziemlich schnell.

Boike Rehbein: Kaleidoskopische Dialektik. Kritische Theorie nach dem Aufstieg des globalen Südens, Konstanz: Universitätsverlag 2013, 206 S.

Rezensiert von
Michael Schramm, Leipzig

„Wir müssen eine Erkenntnistheorie entwickeln, die der prinzipiellen Unvollkommenheit gerecht wird“ (S. 100). Diese eindringliche Forderung Boike Rehbeins ist der Ausgangspunkt eines durchaus ernstzunehmenden Versuchs, die Kritische Theorie für die Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen. In dem Band *Kaleidoskopische Dialektik. Kritische Theorie nach dem Aufstieg des globalen Südens* möchte Rehbein, der an der Humboldt-Universität in Berlin den Lehrstuhl für Gesellschaften Asiens und Afrikas innehat, die Dichotomie zwischen Universalismus und Relativismus überwinden. Diese Dichotomie erschwere oder verhindere sogar

bisher die Auseinandersetzung der Philosophie und der Sozial- und Geschichtswissenschaften mit der multizentrischen Welt. Der Autor versucht mit Hilfe einer von ihm so genannten Kaleidoskopischen Dialektik, die er als Erkenntnistheorie und Methode gleichzeitig versteht, „eine angemessene Erfassung der Komplexität“ (S. 114) der Wirklichkeit zu ermöglichen. Dass sich Rehbein dabei hin und wieder in philosophischen Problemen verstrickt und sich in recht normativer Weise mit seinem Gegenstand befasst (z. B. liest man häufig man sollte, muss, darf nicht oder immer und nie), ist zu entschuldigen. Denn es handelt sich bei diesem innovativen Ansatz nicht um eine philosophische Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretischen Positionen, sondern um ein Theorieangebot für Sozialwissenschaftlerinnen.

Doch was will die Kaleidoskopische Dialektik und wie funktioniert sie auf methodischer Ebene? Bevor Rehbein dazu kommt, seinen erkenntnistheoretischen Ansatz zu formulieren und in eine wissenschaftliche Methode zu überführen, analysiert er in der ersten Hälfte des Buches die – von ihm so genannte – traditionelle Wissenschaftstheorie. Diese Analyse pendelt zwischen positivem Bezug auf die Positionen von Hegel, Marx, Adorno und Habermas und Abgrenzung von relativistischen und normativen Ansätzen; dies seien im Prinzip alle anderen. Mit einer kenntnisreichen Analyse der Philosophiegeschichte und der zugehörigen erkenntnistheoretischen Positionen identifiziert der Autor die eurozentrische Erzählung bzw. den Eurozentrismus und das cartesische Ideal von Wissenschaft als seine Hauptgegner (S. 93, 97). An Hand einer ideengeschichtlichen Übersicht schafft es

Rehbein dem Leser plausibel zu machen, warum die wissenschaftliche und philosophische Theoriebildung – zwischen denen er aber leider nicht unterscheidet – im Hinblick auf eine multizentrische Welt defizitär bleiben muss. Dabei wird vieles ausgeblendet und vereinfacht, leider auch einiges, was die Eindeutigkeit der Absage an das cartesische Ideal von Wissenschaft relativiert hätte. Mit anderen Worten: Rehbein blendet in seiner Argumentation nicht förderliche Theoriebestandteile aus und konzentriert sich auf die Schwachstellen und die Eurozentriertheit der Theoretiker.

Während Rehbein im ersten Teil des Buches in weiten Teilen rezeptiv und darstellend verfährt, wird er im zweiten Teil des Buches dann produktiv und stellt die Ziele seiner Kaleidoskopischen Dialektik vor. Er möchte „jede Theorie um Theorien anderer Gegenstandsbereiche so [...] bereichern, dass Anschlussstellen, gegenseitige Einflüsse, Überlagerungen, Unterschiede und Ähnlichkeiten sowie die Verstrickungen von Subjekt und Objekt in die Gesellschaft deutlich werden“ (S. 111). Dabei geht es Rehbein „weder [um] die Auffindung allgemeiner Gesetze noch die Beschreibung einer Singularität noch de[n] Blick auf die ganze Geschichte, sondern es ist die Erkenntnis von Relationen und Ähnlichkeiten“ (S. 118f.), die die Systematik der kaleidoskopischen Dialektik ausmachen.

Der Autor versucht die Komplexität der gesellschaftlichen und sozialen Wirklichkeit in ihrer kulturellen Vielfalt mit Hilfe der Kaleidoskopischen Dialektik theoretisch abzubilden. Dies ist problematisch, denn Rehbein übersieht dabei, dass die Theorien – v. a. die Wissenschafts- und

Erkenntnistheorien – nur Hilfsmittel bzw. Versuche sind, Wirklichkeit(en) zu beschreiben. Rehbein aber essenzialisiert die Theorie um zu einem umfassenden Erklärungsmodell zu kommen und tut dabei genau das, was er an der eurozentrischen und cartesischen Wissenschaft bemängelt. Deutlich wird dies, wenn er Funktionsbegriffe, die als wissenschaftliche Kategorien verwendet werden, substantiell beschreibt, um gleichzeitig zu beklagen, dass es eben solche Kategorien in anderen gesellschaftlichen Organisationssystemen nicht gibt.¹ Eine große Stärke des Buches ist die enge Verwobenheit von Darstellung und Methode: Rehbein versteht es, seine kaleidoskopische Dialektik anzuwenden und gleichzeitig zu entwickeln. Der Leser wird dabei eng geführt und die verwendete Methode expliziert Rehbein immer wieder, was dazu führt, dass sich der Leser in den Forschungsprozess eingebunden fühlt. Hin und wieder kommt es auf inhaltlicher Ebene – v. a. wenn der Autor die traditionelle Wissenschaftstheorie beschreibt – zu kleineren Unstimmigkeiten. In der ersten Hälfte des ca. 200-seitigen Buches fasst, wie bereits angedeutet, der Autor „einige wichtige Punkte der innereuropäischen Diskussionen über die Theorie der Sozialwissenschaften zusammen“ (S. 13), bevor er in der zweiten Hälfte seinen eigenen Ansatz – die kaleidoskopische Dialektik – vorstellt, „der die Ergebnisse der Diskussion aufnimmt und für eine neue, im Horizont globale Theorie anschlussfähig macht“ (ebd.). Dies führt ab und an zu Wiederholungen, was aber keinesfalls störend wirkt, auch wenn sich der Autor dafür ex ante entschuldigt. (ebd.) Rehbein selbst gesteht zu, dass seine „Darstellung nicht im herkömmlichen Sinne dialek-

tisch“ (ebd.) sei, denn weder Ausgangspunkt noch Ziel seien klar zu bestimmen. Dennoch wird von ihm der Anspruch auf eine Systematik aufrechterhalten, die er mit der Metapher des Kaleidoskops belegt: „Das Kaleidoskop soll offen und anschlussfähig sein“ (ebd.). Dies gelingt ebenso, wie es misslingt; leider. Dem Buch hätte es gut getan, wenn Rehbein etwas mehr Sorgfalt (und vor allem Text) darauf verwendete, die von ihm hin und wieder polemisch als traditionelle Wissenschaftstheorie bezeichneten philosophischen und sozialwissenschaftlichen Theorien v. a. der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts detaillierter zu untersuchen. Dem ist nicht so und deshalb ärgern z. B. Behauptungen wie, „dass die europäische Wissenschaft daran glaubt, unumstößliche Wahrheiten zu besitzen und aus ihnen – zumindest in der Zukunft – die Gesamtheit aller Phänomene abzuleiten“ (S. 49). Dass Ausführungen dieser Art zu eindimensional und holzschnittartig ausfallen, kann man dem Autor nur bedingt zum Vorwurf machen, denn wenn z.B. die theoretischen Ansätze von Galilei, Descartes, Bacon, Hegel, Locke, Kant und Leibniz auf zusammen nicht einmal zehn Seiten abgehandelt werden, muss vieles auf der Strecke bleiben. Die Metapher des Kaleidoskops trifft an den Stellen ins Schwarze, wenn der Autor – vor allem gegen Ende des Buches – mit Hilfe der Eingangs präsentierten Theorieversatzstücke zeigen kann, wie fragmentarisch, vielschichtig und multidimensional das Verhältnis von (Sozial-)Wissenschaft und gesellschaftlicher Praxis ist.

Anmerkung

- ¹ Z. B. auf S. 107: „So stellt man Gesetze über Wirtschaftssysteme oder die Familie auf und behauptet, alle Gesellschaften verfügten über

Wirtschaftssysteme und Familie. Es ist jedoch sinnlos, einer bäuerlichen Subsistenzgesellschaft ein Wirtschaftssystem zu unterstellen, da nicht in ökonomischen Kategorien gedacht und gehandelt wird.“ Rehbein essenzialisiert hier Kategorien wie Wirtschaftssystem und Familie und übersieht, dass es sehr wohl in anderen Gesellschaften funktional äquivalente Gegebenheiten gibt. Und um diese Funktionszusammenhänge geht es i.d.R. in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen.

Akira Iriye (Hrsg.): 1945 bis Heute. Die globalisierte Welt (= Geschichte der Welt, Bd. 6), München: C.H. Beck Verlag 2013, 955 S.

Rezensiert von
Dietmar Rothermund, Heidelberg

In der Einleitung zu diesem Band bezeichnet Akira Iriye die Zunahme grenzüberschreitender Interaktionen und die Entstehung eines „Menschheitsgefühls“ als Phänomene der Epoche, die hier dargestellt wird. Iriye ist ein namhafter amerikanischer Historiker japanischer Herkunft, der bis zu seiner Emeritierung an der Harvard Universität lehrte. Er hat sich schon in früheren Werken mit „Cultural Internationalism“ (1997) und der „Global Community“ (2002) beschäftigt. Zu dem vorliegenden Band hat er das letzte Kapitel beigetragen, das der Entstehung einer transnationalen Welt gewidmet ist. Der Begriff „transnational“ ist ihm besonders wichtig. Im Unterschied zu „international“, das die Beziehungen zwischen Staaten bezeichnet, weist „transnational“ auf

die grenzüberschreitenden Interaktionen und Eigenschaften hin, auf die es Iriye ankommt. „Transnational“ deutet die menschliche Handlungskompetenz (agency) an, während „global“ in dieser Hinsicht unbestimmt bleibt.

Der Band beginnt mit einem Beitrag des deutschen Historikers Wilfried Loth, der die politische Zeitgeschichte nach 1945 kenntnisreich behandelt. Der „Kalte Krieg“ und die heißen Kriege (Korea, Vietnam, Afghanistan etc.) in seinem Gefolge werden ausführlich dargestellt. Dabei zeigt Loth, wie die Hegemonie des europäischen Staatensystems, die im Zweiten Weltkrieg ihr Ende fand, durch komplexe neue Machtverhältnisse abgelöst wurde. Die Dekolonisierung spielte hier eine bedeutsame Rolle, sie wird jedoch in diesem Kapitel nur sehr knapp behandelt. Der Prozess der europäischen Einigung wird dagegen sehr eingehend untersucht. Wirtschaftsfragen werden in diesem Kapitel nur am Rande angesprochen. Sie bleiben dem zweiten Kapitel vorbehalten.

Der amerikanische Historiker Thomas W. Zeiler hat im zweiten Kapitel die Entwicklung der Weltwirtschaft unter dem originellen Gesichtspunkt der Doktrin der „Offenen Tür“ behandelt. Diese Doktrin wurde 1899 von dem amerikanischen Außenminister John Hay im Hinblick auf China verkündet. Doch darum geht es Zeiler hier nicht. Er will zeigen, wie sich die Weltwirtschaft unter dem hegemonialen Einfluss der USA nach 1945 Schritt für Schritt öffnete und wie damit der Globalisierung der Weg bereitet wurde. Er feiert dies durchaus nicht als einen Triumphzug und stellt auch die Schattenseiten dieser Entwicklung dar. Doch letztlich blieb diese Entwicklung „alternativlos“.